

Ambivalenz

Autor(en): **Schweizer, Irène / Buholzer, Meinrad**

Objekttyp: **Postface**

Zeitschrift: **Du : die Zeitschrift der Kultur**

Band (Jahr): **52 (1992)**

Heft 4: **Body and Soul : die grossen Sängerinnen des Jazz**

PDF erstellt am: **03.02.2019**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SÄNGERINNEN!

In den fünfziger Jahren, am Anfang meiner Auseinandersetzung mit Jazzsängerinnen, stand Ella Fitzgerald. Sie war eine wichtige Frau, eine schwarze Frau, die ich sehr bewunderte, deren Musik ich schätzte. Ella Fitzgerald, Sarah Vaughan, Carmen McRae, das waren damals die wichtigsten Figuren im Gesang. Billie Holiday dagegen habe ich erst spät, in den sechziger Jahren, entdeckt.

Ambivalenz

Doch mein Verhältnis zu Sängerinnen ist ambivalent, man könnte von einer Hass-Liebe sprechen. Einerseits faszinieren sie mich, andererseits stossen sie mich ab, regen mich auf. Sie sind sehr dominant, treten als Divas auf, sind verletzlich, wollen als Solistinnen im Vordergrund stehen. Das kann einen manchmal grauenhaft nerven.

Vielleicht ist das ein Grund, weshalb ich das Klavier gewählt habe: Ich möchte mich nicht so exponieren. Ich habe früher gern gesungen, in der Schule, auch mit den Schwestern zusammen zu Hause. Trotzdem reizte es mich nie, öffentlich zu singen, ich hatte nie Ambitionen. Im Gegenteil: Das hatte für mich immer einen Hauch von Showbusiness, von Kitsch, war halbwegs unseriös, ich habe die Sängerinnen, von gewissen Ausnahmen abgesehen, nie ganz ernstgenommen – das ist jetzt auch ein Vorurteil, ein Klischee.

Ich suche sie auch nicht, die Sängerinnen. Ich brauche nicht unbedingt eine Sängerin in jeder Gruppe. Was allerdings heute eine Maggie Nichols macht, ist natürlich etwas ganz anderes als die Musik von Ella Fitzgerald. Inzwischen hat sich ja auch einiges verändert. Maggie Nichols ist in die Gruppe integriert, da steht keine Solistin als Leaderin an der Spitze. Wir versuchen mindestens ein Kollektiv zu sein. Und für uns ist klar, dass wir als Instrumentalistinnen alle gleichberechtigt sind.

Ich bin eher introvertiert. Sängerinnen dagegen sind eher extravertiert, die meisten jedenfalls haben diesen Hang; eine Ausnahme ist vielleicht am ehesten noch Jeanne Lee. Ich bewundere das auch auf eine Art: wie sie sich auf der Bühne geben können – Glamour, Glitter und Glanz. Mir wäre das ein Graus, wenn ich so auftreten müsste. Ich habe das Klavier oder das Schlagzeug, hinter das ich mich zurückziehen kann.

Beim Spielen mit Sängerinnen habe ich bemerkt, dass sie die Tendenz haben, die Führung zu übernehmen. Sie sind mit ihren Stimmen so dominierend, dass man ihnen folgt. Ich merke, dass ich ihnen nachspiele, sie begleite. Man hat den Eindruck, die Stimme

ist oben, sie führt. Im Unterschied zum Zusammenspiel mit Instrumentalistinnen oder Instrumentalisten, wo das eher ein Dialog ist, wo jeder oder jede etwas Eigenständiges entgegengesetzt.

*

Sängerinnen hat es im Jazz ja von Anfang an gegeben. Sie sind – und das hat zweifellos zu ihrem Erfolg beigetragen – attraktiv, sie repräsentieren. Für das damals praktisch ausschliesslich männliche Publikum war das sicher ein Magnet, wenn da eine schwarze Sängerin mit einem klassischen Trio auftrat, mit Klavier, Bass, Schlagzeug. Man spricht von ihnen auch als Sexobjekte des weissen Mannes. Aber das lässt sich meiner Ansicht nach nicht so verallgemeinern. Sicher ist das auch ein Element, aber ich würde nicht behaupten, dass jeder weisse Mann geil wird, wenn er eine schwarze Sängerin sieht. Das ist mir zu billig, zu einfach.

Die Erotik freilich spielt schon mit. Das ist für viele Männer wichtig, aber auch für Frauen. Ich finde das auch gut. Das kann auch bei Instrumentalistinnen vorkommen. Und ich geniesse das auch. Joëlle Léandre zum Beispiel ist ja mit ihrem Körper sehr präsent auf der Bühne. Und ich selbst habe auch dazugelernt in den letzten dreissig Jahren, weiss jetzt besser, wie ich mich auf der Bühne bewegen muss. Zu Beginn war mir jeder Auftritt ein Horror, ich wäre am liebsten nicht aufgetreten, ich wollte einfach Musik machen, aber mich dem Publikum aussetzen, davor hatte ich eine schaurige Angst. Die habe ich jetzt verloren.

Dass es Frauen in gewisser Hinsicht auch leichter haben, beachtet zu werden, eben weil sie Frauen sind, ist nicht zu bestreiten. Zu einem gewissen Teil konnte auch ich davon profitieren. Allerdings war die Situation anders: Die Musik, die ich gespielt habe, sprach auch in der Minderheit des Jazzpublikums nur eine Minderheit an. Zu jener Zeit hatten es die männlichen Instrumentalisten genauso schwer – ich hätte es als Mann genauso schwer gehabt wie als Frau.

Als ich zu spielen begann, war mir die Geschlechter-Differenz gar nicht so bewusst. Mit der Zeit ist mir dann aufgefallen, dass ich als Frau immer allein bin. Es gab zwar Carla Bley, Mary Lou Williams und zwei, drei andere, doch in der Schweiz und in Europa war ich jahrelang allein. Aber ich habe das eigentlich vorerst gar nicht realisiert, ich fühlte mich immer als «one of the boys», und ich hatte das Glück, dass sie mich sehr schnell akzeptiert haben. Dass es da kaum Frauen gab, dass das, was ich mache, eigentlich nicht «normal» ist, das wurde mir erst in den siebziger Jahren mit der aufkommenden neuen Frauenbewegung klar. Noch mehr aufgegangen sind mir die Augen dann ein paar Jahre später in der Feminist Improvising Group (FIG). Das war die Umkehrung, die ich nötig fand: eine reine Frauengruppe auf die Beine zu stellen.

Heute finde ich es nicht mehr nötig, sich ausdrücklich als Frauengruppe zu präsentieren. Es gibt jetzt auch sehr viel mehr Musikerinnen, die auftreten, die ein gesundes Selbstbewusstsein als Musikerinnen haben, auch in der Schweiz – ich denke an Co Streiff, an Dorothea Schürch. Für mich ist es selbstverständlich geworden, dass ich als Frau Jazz mache. Ich habe keine Schwierigkeiten, werde nicht aufgrund meines Geschlechtes diskriminiert. Und eigentlich denke ich auch gar nicht jedesmal daran, dass ich jetzt als Frau spiele, das ist mir gar nicht mehr bewusst.

Eigentlich dürfte das Thema Frau im Jazz gar kein Thema mehr sein. Leider ist es dennoch eines. Offenbar sind Frauen halt doch immer noch etwas Exotisches.

*

Bei den Sängerinnen ist die Situation anders als bei den Instrumentalistinnen. Sie waren im Jazz von Anfang an dabei. Der Grund: Es gibt keinen Ersatz für eine Sängerin, die weibliche Stimme ist ein ganz eigenständiges Ausdrucksmittel, das man nicht auswechseln kann.

Wenn man eine Sängerin am Radio hört, weiss man sofort: Das ist eine Frau. Bei den Instrumenten weiss man nicht, ob eine Frau oder ein Mann dahintersteht. Das war auch in der klassischen Musik so: Unter den Komponisten, in den Orchestern gab es praktisch keine Frauen, nur als Sängerinnen, in Opern beispielsweise, waren sie akzeptiert. Man konnte sie eben auch nicht ersetzen.

Und dann gibt es natürlich den visuellen Aspekt. Vielfach wird Musik mit den Augen gehört, nicht mit den Ohren. Selbst in der kollektiven Canaille-Gruppe, in der ich spiele, steht Maggie Nichols als Sängerin oft im Mittelpunkt. Alle Leute schauen sie an, weil sie zuvorderst steht, weil sie ins Publikum hineinschaut, Augenkontakt hält.

Die Sängerinnen ziehen sich ja auch speziell an, sie haben Bühnenkleider. Das Problem habe ich nicht. Ich ziehe mich so an, dass ich mich bewegen kann, praktische Kleider, ich achte nicht auf Décolletés und Schmuck und Schal und Hut. Die meisten Sängerinnen dagegen ziehen sich in der Garderobe um für den Auftritt, verändern das Äussere. Das käme mir nie in den Sinn.

Ich denke, das ist mit ein Grund, weshalb «du» eine Nummer den Jazzsängerinnen widmet: Sie sind attraktiv, man kann wunderschöne Fotos bringen. Leser und Leserinnen schätzen das, finden das spannend. Das ist nicht abwertend gemeint, ich begreife das gut. Aber eine Nummer über Instrumentalistinnen, über Frauen im Jazz, wäre wahrscheinlich zu speziell, zu analytisch.

Klar, auch für mich ist das Visuelle wichtig. Nur vergesse ich darob die Musik nicht. Die ist mir wichtiger als die Bewegung einer

Person auf der Bühne. Doch bestreite ich nicht: Es ist schön, wenn es zusammenstimmt, es ist schön zu sehen, wie sie sich bewegen.

*

Ob die Sängerinnen eine Bereicherung des Jazz sind?

Es kann sein, muss aber nicht. Der Jazz ist zu einem grossen Teil instrumental. Der Jazz hat eine ernste Seite und eine, die zum Showbusiness hin neigt: Die meisten Jazzsängerinnen findet man in dieser Grauzone zum Showbusiness. Zur Entwicklung des Jazz haben die Stimmen wenig beigetragen. Auch im Free Jazz wurde das Spektrum vorerst bei den Instrumenten erweitert, erst nachher folgten auch die Stimmen in dieses klangliche Neuland.

Mehr als die Jazzsängerinnen haben mich Sängerinnen aus der E- und aus der Rockmusik beeindruckt. Bevor ich die sogenannten freien Sängerinnen des Jazz hörte, habe ich in den sechziger Jahren bereits Cathy Berberian gekannt. Ich war fasziniert, vor allem von einem Stück von Luigi Nono, wo sie nur mit Geräuschen arbeitete. Sie war damals schon sehr weit, viel weiter als jede Sängerin im Jazz, und das gilt überhaupt für die E-Musik.

Auf der andern Seite waren die Rocksängerinnen. Dort hat mich, lange vor Janis Joplin, Julie Driscoll beeindruckt. Das war für mich etwas Neues von einer weissen Frau, sie hatte unheimlich Power und etwas sehr Frisches. Bald darauf kam Aretha Franklin. Auch auf sie stand ich sehr.

Ich habe in dieser Zeit viel mehr Rock- als Jazzsängerinnen gehört. Sie haben mir mehr gegeben. Es war etwas Neues. Und ich fand auch, dass diese Musik in sich stimmte. Auch die Soulmusik der sechziger Jahre hat mich beeinflusst: James Brown, Otis Redding, Wilson Pickett.

Was die Stimme auszeichnet: Sie ist – wenn sie gut ist – direkter, weil sie ohne Filter aus dem Bauch kommt. Sie kann einen direkt treffen, mit ihrem Ausdruck, mit ihrem Volumen, dass es kalt über den Rücken läuft. Allerdings kann auch ein Instrument sehr direkt sein, wenn ich beispielsweise an John Coltrane denke, dann war sein Saxophon ton einer Stimme ebenbürtig. Für mich ist diese Nähe des Instrumentes zum Stimmlich-Klanglichen auch wichtig. Das haben lange nicht alle Musiker und Musikerinnen. Vor allem in der Neuen Musik merkt man oft nichts mehr von der Person hinter dem Instrument.

*

Sängerinnen!

Ich höre auch heute immer mal wieder weibliche Stimmen. Obwohl: 95 Prozent meiner Platten sind instrumental, ohne Stimmen. Aber diese neue CD von Carmen McRae, auf der sie Stücke von Monk singt, die ist sehr schön, die gefällt mir. ■

Mit Irène Schweizer sprach Meinrad Buholzer